

# Zweimal Düsseldorf – Kalkutta und zurück

*Doktor Anneli Newill arbeitete als Ärztin insgesamt 14 Monate in Entwicklungsländern.*

In der Drei-Zimmer-Wohnung in Düsseldorf-Düsseltal deutet fast nichts auf die Vorliebe von Doktor Anneli Newill für den indischen Subkontinent hin. Bei einer Tasse Darjeeling-Tee erzählt die 56jährige Ärztin von ihren Erlebnissen, die sie während ihrer Auslandseinsätze für das Komitee „Ärzte für die Dritte Welt“ erlebt hat. Die Ärztin für Kinderheilkunde und Kinder- und Jugendpsychiatrie arbeitete in Ambulanzen in den Slums von Kalkutta (Indien), Ruanda und Nairobi (Kenia). Diese Leistung würdigte der Berufsverband der Ärzte für Kinderheilkunde und Jugendmedizin Deutschlands e.V. (BVKJD) und verlieh ihr den Förderpreis „Pädiater für die Kinder der Dritten Welt“, den die Firma Merck KG stiftet.

Der Plan, sich einmal im Entwicklungsdienst zu engagieren, reifte bereits während ihrer Studienzeit in Heidelberg. Damals schmiedete die gebürtige Berlinerin mit ihrem Mann, der ebenfalls Medizin studierte, Pläne: Sie wollten gemeinsam Entwicklungshilfe leisten und dann

nach Amerika gehen, um dort eine Praxis aufzumachen. „Aber es ist alles anders gekommen“, erzählt Newill. Sie bekam 1971 eine Tochter, ein Jahr nach ihrer Heirat, nach der Approbation und nach der abgeschlossenen Doktorarbeit über „Akkommodationsstörungen bei tuberkulostatischer Behandlung“. Als Kathleen in die Kinderkrippe gehen konnte, begann Newill in einer Geburtsklinik in Heidelberg zu arbeiten. „Mit dem Projekt der Entwicklungshilfe im Hinterkopf dachte ich, es ist gut, wenn man Geburtshilfe und Gynäkologie kann“, sagt sie.

## Zurück nach NRW

Leider sei ihr Mann zwar sehr enthusiastisch aber nicht sehr „lebensfähig“ gewesen, meint Newill. Die Eheleute trennten sich. Die junge Ärztin ging mit ihrem Kind zurück nach Nordrhein-Westfalen. In Düsseldorf zog sie wieder bei ihren Eltern ein, in das Haus, das ihre Familie seit 1958 bewohnte. Anneli Newill war das vierte von insgesamt sechs Kindern. Ihr Vater, Dr. jur. Ernst Brandi, war Rechtsanwalt. Er ist in Düsseldorf in die Geschäftsführung der Anwaltskammer berufen worden. Daneben betrieb er eine eigene Kanzlei. „Er hatte zwei Berufe und schrecklich viel gearbeitet. Er kam immer mit Akten nach Hause“, sagt Newill. Ihre Mutter kümmerte sich um die Familie und beendete das angefangene Medizinstudium nie.

Nach dem Abitur 1963 am Goethe-Gymnasium war für die junge Frau klar, daß sie Medizin studieren wollte. Ihr Vater hatte anfangs Bedenken und sagte: „Anneli, willst du nicht lieber medizinisch-techni-

sche Assistentin werden? Vielleicht heiratest du ja und dann war alles umsonst. Du kriegst auch eine schöne Aussteuer.“ Sie sagte darauf: „Nee, eine Aussteuer will ich nicht! Ich will lieber studieren.“ Letztlich willigte der Vater ein und unterstützte sie bei ihrem Vorhaben.

Als sie in den 70ern mit ihrer Tochter zurück nach Düsseldorf kam und ihre Weiterbildung am Landeskrankenhaus Grafenberg vollendet hatte, konnte sie auf ihre Eltern zählen. Sie nahmen ihr die Kinderbetreuung ab, wenn sie Nachtdienst hatte. Als Kathleen in die Schule kam, war erst einmal die Entscheidung gefallen, in Düsseldorf zu bleiben, sagt Newill. Am Gerresheimer Krankenhaus fand sie „endlich“ eine Weiterbildungsstelle für Kinderheilkunde.

Als ihre Tochter das Abitur in der Tasche hatte und 1992 flügge war, wurde Newill unruhig. „Da hatte ich das Bedürfnis, ich muß jetzt noch mal irgendwie hinaus...“ Eine gewisse Abenteuerlust und die nicht immer befriedigende Situation in der Klinik ließen den Entschluß reifen, die alten Pläne aufleben zu lassen und in die Entwicklungshilfe zu gehen. Bereits in den 80er Jahren kam sie mit dem Komitee „Ärzte für die Dritte Welt“ in Berührung. Das 1983 in Frankfurt gegründete Komitee leistet humanitäre Hilfe in den Slums der großen Städte. Newill besuchte ein Informationstreffen. Sie sei von der Atmosphäre, den netten Kollegen und der Unkompliziertheit begeistert gewesen. Es habe zwischen jungen Assistenzärzten und älteren Chefarzten ein kollegial entspannter Umgang geherrscht, so Newill. Sie entschloß sich zu einem Auslandseinsatz. Die Frage, in welche der sechs Ambulanzen sie gehen wollte, war schnell entschieden. Sie wollte nach Kalkutta. Bereits 1986 hatte sie Indien das erste mal besucht. „Indien hat mich sehr beeindruckt. Ich war in Kaschmir, im Taj Mahal in Agra und unternahm eine Trecking-Tour in das Himalaja“, schwärmt sie. Newill dachte bei sich: „Ich möchte Indien meinen Dank erweisen, mit dem, was ich kann.“

Eigentlich wollte sie nur für drei Monate gehen, aber die Düsseldorfer Klinik wollte ihr für diese Zeit



*Dr. Anneli Newill mit einem deutlich unterernährten Kleinkind. Tägliche Realität ihrer Arbeit in einer Ambulanz in Kalkutta.*



*Ein Klappstisch und einige Campingstühle, keine Geräte, kein Computer: Das ist ärztliche Praxis in den Slums der dritten Welt.*  
Fotos: privat

keinen unbezahlten Urlaub gewähren. Auch ein halbes Jahr war zu wenig. „Also pokerte ich noch höher und bot an, ein ganzes Jahr unbezahlten Urlaub zu nehmen, so daß meine Stelle mit jemand anderem besetzt werden konnte“, erzählt Newill. Damit war ihr Arbeitgeber einverstanden, und sie entschloß sich zu einem sechsmonatigen Einsatz.

„Die meisten Kollegen machen nur Sechs-Wochen-Einsätze, weil man nicht mehr Urlaub im Jahr hat“, erklärt Newill. Aber das sei das Mindestmaß, weil beinahe eine Woche Eingewöhnung dazugehört. In Indien ist es heiß und schwül und das Leben im Slum sei „gewöhnungsbedürftig“, sagt sie. Anfangs sei man mit vielem konfrontiert, das man gar nicht recht erfassen könne. Aber in Kalkutta arbeiten immer vier Ärzte zusammen, so daß man sich gegenseitig helfen kann. Denn Arbeit sei reichlich vorhanden. Das Ärzteteam versorgt rund 400 Patienten täglich, berichtet Newill. „Die Ambulanz war immer brechend voll.“ Viele Patienten kommen von weit her, weil es sich herumgesprochen hat, daß es dort Behandlung und Medikamente umsonst gibt. Vieles habe Freude bereitet, obwohl zahlreiche Schwierigkeiten zu überwinden waren. Auch die permanente schwüle Hitze und der ständige Lärm haben ihr sehr zugesetzt. „Man lebt dort wie in einem Freibad, vom Lärmpegel her“, erklärt Newill lachend. Von den 12 bis 14 Millionen Einwohnern Kalkuttas

leben schätzungsweise 4,5 Millionen in Slums.

Nach drei Monaten kam ein psychisches Tief. Alles wurde zuviel. Die matschigen Straßen, der Dreck überall und der permanente Gestank, der von den Rinnsalen der Gassen aufstieg, die zu meist sanitäre Anlagen ersetzen mussten.

Aber nicht nur die äußeren Umstände machten Schwierigkeiten. Auch die religiösen und kulturellen Eigenheiten der Inder bereiteten Probleme, wie Newill sagt. „Es war schwierig, Frauen zu untersuchen.“ Sie abzuhören ging durch den leichten Sarí hindurch. „Aber bereits um den Bauch abtasten zu können, bedurfte es einiger Überredungskünste.“ Viele der Krankheiten, mit denen sie in Kalkutta konfrontiert war, kommen in Deutschland kaum mehr vor. Viele litten an Tuberkulose, Brechdurchfall, Infektionskrankheiten und Unterernährung. Dazu kamen Malaria- und Leprafälle. Auch Rachitis war bei Kindern keine Seltenheit. „Das Elend schien kein Ende zu nehmen. Eine Wochenendreise an den Bengalischen Golf gab mir dann wieder neue Kraft“, erzählt die Ärztin.

#### **Kenia: Gewalt und Aids**

In Nairobi, wo Newill ebenfalls für das Komitee „Ärzte für die Dritte Welt“ einige Monate gearbeitet hat, sei die Situation der Krankheitsbilder ähnlich gewesen. In Kenia sei es üblich, so Newill, daß ein Mann mehrere Frauen habe. So kamen in Nairobi zu dem vielen ungewollten Elend und der Armut, häufig Geschlechtskrankheiten, Aids und noch die Gewalt dazu. „Das war selbst geschaffenes Elend, was nicht sein müßte“, schüttelt die Ärztin den Kopf und erzählt, daß oftmals morgens vor der Ambulanz in

Nairobi Opfer nächtlicher Gewalttaten mit Platzwunden oder Messerstichen warteten. „Ein Kenianer kam in die Ambulanz, dem beinahe die Nase abgesäbelt worden war“, erinnert sich Newill. Selbst fühlte sie sich nie bedroht, denn gegen die Ärzte gab es keine Gewalt. Sie seien als Helfer in der Not angesehen worden.

#### **Zurück in Düsseldorf**

„Nach dem halben Jahr Kalkutta fand ich hier alles abartig“, erzählt Newill. „Der Verkehr ist so leise, alles funktioniert, und man muß nicht um alles handeln.“ Lachend fügt sie hinzu, „selbst die Luft in Düsseldorf kam mir wunderbar vor und meine Wohnung erschien mir wie ein Schloß.“ Aber Newill ging es wie vielen ihrer Kolleginnen und Kollegen. Wer das Elend einmal gesehen hat, den läßt das nicht mehr los. Deshalb sprang sie kurz entschlossen für eine Kollegin für zwei Monate in einer Ambulanz in Ruanda ein.

Mittlerweile freue sich Newill auf ihr Zuhause in Deutschland. „Man ist sich seines Lebensstandards sehr deutlich bewußt“, sagt sie und blickt auf ihr Küchenbuffet aus den 50er Jahren. Ihre Philosophie hat Newill für sich schon lange gefunden. „Ich sehe die Arbeit als eine Art ausgleichende Gerechtigkeit, daß diejenigen, denen es gut geht, den Leuten helfen, die es nicht so gut haben“. Daß Newill für die Arbeit beim Komitee auch erhebliche materielle Opfer bringt, ist bemerkenswert und für sie selbstverständlich. Die meisten Ärztinnen und Ärzte opfern ihren Jahresurlaub. Sie arbeiten unentgeltlich für das Komitee und zahlen sogar den halben Flugpreis zum Einsatzort. Nur Kost und Logis werden gestellt. Die Familie griff Newill bei ihrem zweiten Einsatz 1998 in Kalkutta finanziell unter die Arme. Wenn das nicht gegangen wäre, hätte sie bei einer Bank ein Darlehen aufgenommen: „Das hätte ich glatt gemacht“, lacht sie. Seit 1. Juli arbeitet Anneli Newill im Kinder- und jugendärztlichen Dienst des Gesundheitsamtes Düsseldorf. Aber vorher machte sie noch eine Reise nach Tibet.

*Jürgen Brenn*